

Aventura [Fortsetzung]

Autor(en): **Berthoud, Dorette**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 31

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645619>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aventura

Roman von Dorette Berthoud *Übertragung von A. Guggenheim*



4. Fortsetzung

Schweizer Feuilleton-Dienst

III.

Eine Buren-Hochzeit

Jan Martin war seit einigen Monaten der Verlobte der Jungfer Lysbeth van Leuw, aus Bitterwater. Dieses Bitterwater war ein anderes grosses Besitztum auf der entgegengesetzten Seite des Elefantentales. Sobald die Zeit der Aussaat vorbei war, und in der Pause bis zur Ernte, die unter den warmen Regengüssen ungemein rasch heranreift, wandte man sich den Vorbereitungen zur Hochzeit zu. Eines Abends befahl mir Oom Piet, am folgenden Tage seine beiden Töchter nach Molsgat zu fahren, wo sie Einkäufe zu besorgen hätten.

Wir fuhren schon im Morgengrauen los, um wenn immer möglich vor dem täglichen Gewitter wieder zu Hause zu sein. An mehreren Stellen hatte die Prärie zu blühen begonnen. Vereinzelte Störche stapften gravitatisch durch das Gras auf der Suche nach Beute. Die Luft war noch kühl. Rita, die graue Stute, trabte munter dahin, und meine jungen Gebieterinnen lachten über alles und nichts. Bis zum Flusse hin, eine Strecke von ungefähr 15 Kilometern, ging die Fahrt immer noch über den Besitz ihres Vaters — so weit reichte der Umfang der Domäne. Vielleicht war Oom Piet noch nie um deren ganze Grenze herum geritten! Nachdem wir mit der Fähre über den Fluss gesetzt hatten, war Molsgat ziemlich bald erreicht.

Der Ort bestand aus einer einzigen langen Strasse, von aus gestampfter Erde gebauten, gewissten Häuschen eingesäumt. Am einen Ende standen die alte holländische Kirche und die Schenke, am anderen ein steinerner Bau: das Gefängnis. Etwa in der Mitte zwischen Schenke und Gefängnis erhoben sich einige Gerüste um eine neue Kirche herum, deren ziemlich anmassender Baustil kaum in die Umgebung passte. Kaatje versicherte uns, dass wenn die Kirche einmal fertig gestellt sei, Molsgat sich einen ortsansässigen Pastoren und allsonntäglichen Gottesdienst werde leisten können. Bisher sei die Pfarre nur an den hohen Feiertagen durch einen Diakon aus Lydenburg seelsorgerisch betreut worden.

Gegenüber dem halbfertigen Bau befand sich der Krämerladen. Dieser war das bedeutendste Geschäft in Molsgat, eigentlich das einzige, denn an barem Gelde lief nicht viel im Lande um, und im allgemeinen handelte man auf der Basis tatsächlichen Warenaustausches. Mrs. Ibetson, die Besitzerin, war von ihrem Gatten, einem Einwanderer aus England, den eines Tages das Goldfieber plötzlich gepackt hatte, verlassen worden. Sie hatte damals, zunächst in einer Ecke ihrer Wohnstube, ein winziges Kontor eröffnet. Da sie gefällig und sehr pfiffig war, prosperierte das Unternehmen. Bald darauf nahm das Geschäft die ganze Wohnstube in Anspruch und sie zog sich in einen Verschlag zurück, der jetzt als hinterer Laden dienen musste.

Beim Wiegen, Messen und Einpacken erzählte das Mütterchen gerne über ihre Jugendzeit in Lancaster, von der Reise über den Ozean, von ihren Liebes- und Eheerfahrungen, von ihrer Verlassenheit und vergoss einige Tränen. Meine Gebieterinnen, die all dies schon seit langer Zeit aus-

wendig kannten, stiessen sich mit den Ellbogen an und heuchelten grosse Sympathie für Mrs. Ibetson.

Den grösseren Teil der Waren fertigte sie selbst an. Von ihrer Hand waren die groben Schuhe genäht, die am Türrahmen hingen. In ihren Giessformen waren das Fett von Schafen aus den benachbarten Farmen, die Stangen Seife und die dicken Kerzen gegossen, in ihren Waffeisen gebacken die frischen Zitronen- und Vanillewaffeln. Lediglich der Kleinkram stammte vom Hausierer: Halsketten und Armbänder aus Glasperlen, Taschenspiegel, bedruckter Kattun.

Aber das Prunkstück des Ladens war, im einzigen Schaufenster aufdringlich hingestellt, ein Kästchen aus vergilbtem Satin, dessen zurückgeschlagener Deckel den sorgfältig zusammengelegten Brautschleier Mrs. Ibetsons und ihren Myrtenkranz sehen liess. Die geschäftstüchtige kleine Alte war eines Tages auf den Gedanken gekommen, diese ehrwürdigen Gegenstände den Bräuten der Ortschaft mietweise zu überlassen. Und so kam es, dass zehn Meilen in der Runde alle Burenmädchen davon träumten, den Brautschmuck der Engländerin einst auf ihre Zöpfe setzen zu dürfen.

Ich verstaute die Pakete auf dem Boden des Einspanners. Meine Gebieterinnen hatten den Laden beinahe ausgekauft. Jede von ihnen nahm genügend Stoff mit, um ein dunkles Kleid für das Hochzeitsmahl und eine helle Toilette für den Tanz zu schneiden. Und dazu Bänder, Schmuck, Putz und Tand in Hülle und Fülle. Auch einen Sack Zucker zum Kuchenbacken.

Zum Essen suchten wir die Herberge auf, wo ich das Pferd füttern konnte. Dann wartete ich geduldig auf die beiden Mädchen, die ihre Freundinnen besuchten. Sie verspäteten sich dabei derart, dass uns das Gewitter auf der Rückfahrt überfiel. Kein Haus, kein Baum, unter dem man sich hätte bergen können. Zum Glück hatte ich eine Segeltuchplane mitgenommen. Wir deckten uns damit zu, so gut es ging; jede meiner Gefährtinnen hielt sie auf ihre Seite mit der Hand fest, während ich mich bemühte, die Sprünge der vom unaufhörlichen Blitzen erschreckte Stute zu mässigen. Ganz gegen mich gelehnt fühlte ich Nicolines Schulter und empfand dabei ein merkwürdiges Vergnügen.

Die folgenden Tage vergingen rasch. Zweifellos ist das Leben auf einer Farm im Transvaal von bedrückender Eintönigkeit und Abgeschlossenheit, aber die Arbeit füllt es aus, und zu sechs, acht oder zehn erträgt man die Einsamkeit leicht.

Mit Begeisterung striegelte und rieb ich die Pferde; mit Sorgfalt bereitete ich ihnen die Streu und mass ihnen die Tränke zu. Ich übernahm es auch, die kleinen Einspanner instand zu halten, die Achsen zu schmieren und das Zaumzeug zu putzen. Rittlings auf der grauen «Rita» durchmass ich die Prärie, trieb die Füllen zusammen, die da draussen in ungebundener Freiheit herumtollten. Die meisten unter ihnen hatten die «Krankheit» noch nicht durchgemacht. Wegen der Zeckenplage führte man nur noch die «salted horses» oder die widerstandsfähigeren

Maulesel auf die Ebene hinaus. Jeden Morgen untersuchte ich sorgfältigst die Nüstern, die Augen und Exkreme alle meiner Tiere.

Natürlich hatte ich Jans Zimmer räumen müssen. Man wies mir eine Dachkammer an. Sie war mit einem Bett und einem Koffer ausgestattet. Trotzdem fühlte ich mich in diesem mehr als dürftigen Raume wohl, denn von meinen Rundfahrten her war ich auch in dieser Beziehung nicht verwöhnt.

Das Zimmer, das ich vorher innegehabt hatte — Jans Zimmer — war für das junge Paar bestimmt; es wurde frisch geweißt und der Boden mehrfach «gesmirt». Man stellte ein Doppelbett und zwei Lehnstühle hinein sowie eine Waschkommode mit Marmorauflage, die Oom Piet in Durban ausfindig gemacht und erstanden hatte. Diese Kommode stellte eines der grösseren Geschenke Jans an seine junge Zukünftige dar.

Mit lobenswertem Fleiss hatte Tante Olga den Bettüberwurf und die Überzüge der Lehnstühle mit aufgenähten Blumenmustern verziert. Aus dieser Art von Handarbeit, die sie in der Stadt zur Zeit ihres Religionsunterrichtes erlernt hatte, machte sie eine Spezialität. Mit peinlicher Genauigkeit schnitt sie aus alten bedruckten Stoffen kleine Muster heraus und nähte sie auf das, was man, glaube ich, venetianische Spitzen nennt, oder auch auf ganz neue Stoffe, die nach ihrer Ansicht den grossen Fehler besaßen, einfarbig zu sein. Auf diese Weise hatte sie das ganze Haus «dekoriert». Vom Wäschesack bis zur Auflegendecke auf dem Harmonium kein Zipfel Tuch oder Stoff, der ihr entgangen wäre. Bei Anlass der Hochzeit ihres Sohnes trug Tante Olga voller Stolz auf der Brustseite ihres schwarzen Kaschmirkleides eine Rose und einen phantastischen Wasservogel auf dem Rücken.

Am Vorabend des grossen Tages fuhren die Herrschaften mit Jan, Kaatje und den Hottentottenmägden im geräumigen, von langgehornten Ochsen gezogenen Wagen ab. Es war ein stattliches Fuhrwerk, frisch in Grün übermalt, ausser den Rädern, die in grellroter Farbe glänzten. Unter die Plane, die den rückwärtigen Teil überdeckte, hatte man

die beiden neuen Lehnstühle placiert, die dem Brautpaar zugedacht waren; auf diesem Gefährt sollten sie nämlich zur Trauung in die Kirche fahren. Um die Sessel herum waren Bänke für die Eltern und die wichtigsten Gäste aufgestellt. Jan trug ein blendend weisses Vorhemd und einen schönen Frack mit Schwalbenschwänzen. (Gott allein weiss, wo er ihn aufgetrieben hat.) Mit seinem breitrandigen Filzhut machte er in diesem Aufzug einen gleichzeitig unternehmenden und tölpelhaften Eindruck.

Am nächsten Tage folgte ich mit Nicoline und Frikje nach, die als zu jung erachtet wurden, ausserhalb des Hauses zu übernachten. Es war ein heller Frühlingmorgen. Das «veld» hatte sich jetzt mit Blumen bedeckt, hauptsächlich mit butterfarbigen, und dehnte unabsehbar weit seinen golddurchwirkten Teppich aus. Junge, gestreifte Antilopen galoppierten über die Prärie und flüchteten bei unserem Herannahen in den Busch. Die Mimosas streckten ihre seidig weissen Büschel aus, die «milkbushes» dagegen leuchteten in sattem Rosarot. Zwischen unseren Rädern hervor flogen jeden Augenblick Schwärme von jungen Rebhühnern und Wachteln auf. Die Natur zeigte sich voller ungewöhnlicher Heiterkeit und Ruhe.

«In diesen Tagen werdet Ihr wohnen unter dem Rebstock und dem Feigenbaum...»

Die Stimme war diejenige Frikjes, der einen Psalm rezitierte. Zwischen Nicoline und mir sass er auf der Vorderbank kerzengerade in seinem halbwoollenen schwarzen Gewand und bestaunte mit strahlenden Augen die Gegend.

Gegen acht Uhr kamen wir in Bitterwater an, dem Elternhaus der Braut. Im gleichen Stil wie Aventura, aber etwas einfacher war die Farm in Backstein gebaut, mit einem strohbedeckten Dachstuhl und einem Schnecken giebel. Über der Haustüre hatte man drei baumwollene Fähnchen und einen Wappenschild angebracht, der die Wahrzeichen des Transvaal zeigte: den Jäger, den Löwen und das historische Ochsengespann.

Im Hofe herrschte bereits ein lebhaftes Treiben. Einige leichte Einspänner standen zwischen den zahlreichen Ochsenkarren. Auf der Umfassungsmauer reihten sich die Sättel. Im Burenlande, wo der Gastgeber es sich zur Ehre anrechnet, so viele Leute als möglich zu bewirten, hält man darauf, den Neuankommenden die Möglichkeit zu geben, aus der Anzahl der Sättel und der Fuhrwerke auf den Umfang und die Bedeutung der Festlichkeit zu schliessen, zu der sie geladen sind.

Die Gäste standen in Gruppen plaudernd herum und warteten auf die Rückkehr der engeren Hochzeitsgesellschaft aus der Kirche. Immer mehr Fuhrwerke kamen an, denen massive Tanten mit roten Gesichtern, ihre erwachsenen schwammigen Töchter, kleine Jungen und Mädchen in hellen Gewändern entstiegen, zusammen mit den Kinderfrauen, die aus den Hottentotten, Kaffern oder Mischblütigen rekrutiert, in allen möglichen Hautschattierungen und verrückter Bekleidung daherwatschelten. Im «voorhuis» stand ein mächtiger Tisch; dort wurde Kaffee freigebig in grossen, henkellosen Tassen gereicht. Ein herrlicher Kaffee! Nicht etwa jene Sorte Kaffee, dem man aus hausfraulicher Sparsamkeit Mehl aus gerösteten kleinen Erbsen beimischt!

Hinter der Gruppe von Eukalyptusbäumen, in denen blaue Reiher nisteten, standen einige Jungen Wache. Unerwartlich zerriss fürchterliches Pfeifen die Luft, und es krachte zur Begrüssung des ankommenden Brautwagens eine ohrenbetäubende Salve aus Gewehren und Mörsern. Die Neuvermählten stiegen aus. Jan bot galant seiner jungen Frau den Arm. Sie war voller Verwirrung unter den Wachsblumen von Mrs. Ibetsons Brautkranz. Gefolgt von den Eltern, den Brautjungfern und ihren Kavalieren, begab sich das junge Paar in den Salon.

1. August

Des Vaterlandes Feiertag' ist da —
die Arbeit ruht — es falten sich die Hände
und aller Eidgenossen Augen schauen auf
zur Mättliwiege ob dem Seegelande.

Dort lodert hell das Feuer in der Nacht
und von ihm strahlt es aus mit Windeseile
nach Ost und West — nach Süd und Nord —
hinaus bis in die fernsten Landesteile.

O heil'ge Flamme, sei du Sündenrin
an alle Menschenkinder dieser Erde,
damit im Dunkel der geplagten Welt
dein Licht zum Stern der Hoffnung werde!

S. Ludwig-Wanner

Die Möbel samt der Brautkiste waren von weissem Musselin bedeckt und mit Blumengirlanden geschmückt. Aus der wirren Dekoration ragte bedeutsam eine Photographie von Oom van Leuw heraus, des Vaters der jungen Braut. Das Bild stand auf dem Schreibtisch und zeigte den stattlichen Mann, wie er sich auf seinen Regenschirm lehnte. Auf eng beieinander stehenden Sesseln nahm die Gesellschaft Platz, dann ergriff der erste der Ehrenkavaliere seine Dame bei der Hand und begann die Eingeladenen einen nach dem anderen vorzustellen. Unter so herzhaften Küssen röteten sich die Wangen der jungen Frau immer lebhafter, während der Brautkranz auf ihrem Haar herumrutschte.

Im «voorhuis» hatte man inzwischen die Tische in Hufeisenform aufgestellt. Auf dem Tischtuch aus grober Leinwand liefen zwischen den Tellern hindurch Ketten aus künstlichen Rosen.

Von Claret und Brandy angeregt und erhitzt, machten die Männer einen Heidenlärm. Zwei enorme Welse von je ungefähr fünf Kilo Gewicht, die am gleichen Morgen der Hottentottenkoch im Elefantenfluss erbeutet hatte, verschwanden im Handumdrehen unter den Messern und Gabeln. Von den Schafkeulen und -rücken, geschmorten Antilopenvierteln und gefüllten Trappen blieb nach erstaun-

lich kurzer Zeit nichts mehr übrig, denn die Knochen warf man, sobald sie des Fleisches entledigt waren, den Hunden hin. An der einen Ecke des Hufeisens sass der Kankerdoxter, mit seinem Affen auf der Schulter — er hatte verlangt, dass sein treuer Gefährte beim Mahle anwesend sein müsse —, erzählte von wunderbaren Kuren, und seine Tischnachbarinnen kreischten laut auf, wenn er sie unter dem Tisch in die Schenkel kniff.

Vor Einbruch der Nacht schlenderten die Männer hinüber zum Scheibenstand. Hinter der Farm war ein ebener Platz für das Scheibenschiessen eingerichtet. Die Frauen ihrerseits zogen sich in die Schlafräume zurück, um ihre hellen Toiletten überzuwerfen, sich mit vielfarbigen Bändern zu schmücken und mit wahren Kollektionen von Messingschmuck zu behängen.

Den Wänden entlang waren die Kerzen in den Armleuchtern bereits angesteckt. Oom Jafta stimmte auf seiner Fiedel «Die blaue Welle» an, während ich die Harmoniumbegleitung hatte übernehmen müssen. Von Zeit zu Zeit versetzte mir der Alte mit seinem Fidelbogen einen Hieb. Aber im ganzen genommen klappte die Sache gar nicht so schlecht; das Quicken des Harmoniums und das Kratzen der Geige gaben merkwürdigerweise einen ganz erträglichen Zweiklang. (Fortsetzung folgt)

Wie der Riedli Franz den „Rauf“ fand

von GOTTFRIED BALZLI

Seit einigen Tagen war der Riedli Bauer nicht mehr gut im Strumpf. In der letzten Gemeinderatssitzung war beschlossen worden, dieses Jahr den 1. August besonders würdig zu feiern. Als Höhepunkt der Feier prangte auf dem Programm eine Ansprache des Gemeindepräsidenten. Soweit wäre alles in schönster Ordnung gewesen, wenn nicht dem Riedli Franz vor ein paar Monaten das ehrenvolle Amt eines Gemeindepräsidenten anvertraut worden wäre. Eine Rede halten sollte er also, eine feierliche Rede sogar, und vor allem Volk! Ja, das war nun die Kehrseite der Medaille! Aus dem Ärmel schütteln liess sich natürlich so etwas nicht; darüber war sich der Riedli Franz im klaren. Die Frau Gemeindepräsidentin hatte gut krähen, das werde kaum den Kopf kosten; eine verzwickte Sache blieb es trotzdem.

Die ganze Woche hindurch hatte die ungebohrte Rede wie ein Alp auf ihm gelastet. Jeden Morgen hatte er sich fest vorgenommen: Heute werde ich sie deichseln! Es war beim guten Vorsatz geblieben. Wohl hatte er sich jeden Abend in die hintere Stube verzogen, den Sekretär geöffnet, Feder, Tinte und Papier zurecht — und die Stirne in tiefe Falten gelegt. Nach einer knappen halben Stunde war der Bauer gewöhnlich über dem leeren Papierbogen eingeschlafen.

Als er heute morgen mechanisch einen Zettel vom Abreisskalender riss, strahlte ihm rot und dick der 1. August entgegen. Da beschlich ihn ein widerwärtiges Gefühl, als ob eine kalte Dolchspitze seine Kehle kitzelte. Noch einmal raffte er sich auf, vertat den lieben, langen Nachmittag in der hintern Stube, zerkaute seinen rotlackierten Federhalter und bekritzelte einen Bogen Papier nach dem andern mit dem einzigen, vielversprechenden Wörtlein: «Eidgenossen»!

Nach dem Nachtessen setzte sich der Gemeindepräsident neben der Stalltüre auf den Dengelstein und begann eine Sense zu dengeln. Dabei wälzte er unablässig recht schwungvolle Sätze und Wendungen in allen Variationen im Kopf herum, bis ihm die Ohren sausten. Was ihm aber die ganze Woche hindurch nicht gelungen war, brachte er auch jetzt im letzten Augenblick nicht zustande.

Als er sich bei hereinbrechender Dämmerung den Trüppchen anschloss, die zur Feier nach dem Hühnerbühl zogen, verblieb ihm als einziger, zweifelhafter Trost die Hoffnung auf ein Wunder, das ihn vielleicht aus seiner Not retten werde.

Sein Weg führte ihn am Pflanzplätz der Frau Siegenthaler vorbei. Mutter Siegenthaler war noch mit dem Aufbinden ihrer

Erbsen beschäftigt. Der Bauer blieb auf dem Feldweg stehen, steckte sich einen Stumpfen in Brand und kam mit ihr ins Plaudern.

Ohne die geringste Spur von Verlegenheit trat der Riedli Franz eine Weile später auf dem Hühnerbühl nach dem Verklingen des Vaterlandsliedes vor seine Gemeinde. Eine erwartungsvolle Stille trat ein. Nur das Prasseln des mächtigen Höhenfeuers war noch zu hören. Der Gemeindepräsident schob gemächlich seine Daumen in die Armlöcher seiner Weste, bevor er sich an seine Mitbürger wandte:

«Ihr kennt euren Gemeindepräsidenten als einfachen Bauer, dem es nicht liegt und der auch nicht die Absicht hat, hier grosse Worte zu machen. Wir haben uns heute abend zusammengefunden, um gemeinsam und freudig jenes Tages zu gedenken, an dem sich die Männer der Urkantone auf dem Rütli gelobten, sich jederzeit einzusetzen einer für alle, alle für einen. Dieser Wahlspruch bedeutet auch uns nicht nur ein leeres Wort. Wir sind bereit, den Beweis dafür zu liefern, heute noch, wenn es die Not erheischt. Liebe Dorfgenossen, die Not erheischt es! Heute hat mir eine bedrängte Mitbürgerin, die Mutter Siegenthaler, die ihr alle kennt, ihr kummervolles Herz ausgeschüttet. Auf ihrem winzigen Gütlein lebt sie seit Jahren als Witwe mit vier ewig hungrigen Kindern. Tapfer und zäh hat sie sich bis jetzt ohne fremde Hilfe durchgeschlagen. Der Himmel allein mag wissen, wie ihr dies immer wieder gelungen ist. Nun aber hat sie schwere Sorgen. Ihre prächtige Milchziege lebt nicht mehr; heute morgen lag sie verendet im Stall. Wollen wir zusehen, wie sich die Mutter Siegenthaler abrackert, um ihren Kindern die Milch zu kaufen? Nein, nicht wahr? Eine neue Horntochter muss her!»

Ein beifälliges Gemurmel erhob sich ringsum. Da nahm der Präsident einem Buben die Kappe vom Kopf und legte sie auf einen Markstein, der abseits aus dem Grase ragte. In die Mütze legte er einen blanken Fünfliber. Der Sternenwirt und der Schulmeister, die Bauern und die Handwerker gruben einer nach dem andern ihre Geldbeutel aus den Hosentaschen und defilierten vor der Kappe. Einzig der Storchenmattbauer, ein alter, verknöchertes Geizkragen, verzog sich stänkernd in die hintern Reihen.

Als der Gemeindekassier der freudig überraschten Mutter Siegenthaler den Inhalt der Kappe in die vorgehaltene Schürze schüttete, versicherte er schmunzelnd: «So, Mutterli, das langt für eine schöne Saanengeiss — sogar für eine prämierte, wenn es pressiert!»